Vibrieren, Sortieren, Entdifferenzieren. Weltzugangsversprechen in Jane Bennetts *trash*-Betrachtung

Insa Härtel

»Some items of trash«, ein Arbeitshandschuh, Eichenpollen, eine tote Ratte, ein Plastikflaschenverschluss, ein Holzstock »had collected in the gutter of a street in Baltimore« (Bennett 2012: 238). Es ist, als würden die Dinge an diesem sonnigen Tag die Vorbeigängerin zu sich rufen und einen flüchtigen Blick in ihre kraftvoll-vibrierende Welt gewähren (vgl. ebd.: 238f.). Die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin und Philosophin Jane Bennett greift hier ein prominentes Beispiel ihres Buchs *Vibrant Matter* (2010) wieder auf und damit ihr Anliegen, Zugang zu einem von den Dingen ausgehenden *call* bzw. zur *thing-power* zu gewinnen. Über die wohl kaum zu bestreitende Richtschnur hinaus, dass sich Dinge bzw. Materie in ihrer Eigenheit bzw. Eigenartigkeit nicht auf träge Träger menschlicher Zuweisungsprozeduren reduzieren lassen, begreift Bennett sie als Akteure mit eigenständiger Vitalität und Kraft. Ein vitales Kontinuum, ein Verschränktheit innerhalb heterogen-prozesshafter *Assemblagen*: »an actant never really acts alone« (Bennett 2010: 21). Wie im Beispiel wird auch Abfall, werden auch »messiehaft« angehäufte Dinge zu *Aktanten*: Die US-amerikanische Fernsehshow *Hoarders* (USA 2009–) etwa zeige die extremere Version des »mounting mountain of matter« (Bennett in Gratton 2010) – und *hoarders* selbst verfügen über eine besondere Verbundenheit mit nicht-menschlichen Körpern bzw. einen ungewöhnlichen Zugang zum dinglichen *call* (vgl. Bennett 2012: 244f.). Aus einer wenig souveränen Handlungsposition würden sie etwa – durchaus im

Sinne verteilter *agency* – Verantwortung für die Anhäufung oft bestreiten (vgl. ebd.: 251), wie z.B. im Falle des Protagonisten Jake: »I don't actually intend to collect anything. Pretty much whatever comes in my house doesn't leave« (*Hoarders*, Season 1, No. 4, 2009). Einem psychopathologisierenden Zugriff entgegen (seit 2013 wird die *Hoarding Disorder* im DSM-5 als eigenständige Störung geführt) dreht Bennett die gängig-defizitäre Bewertung der *hoarders* quasi um, wenn es ihr um deren ausdrückliche Zugänglichkeit oder charakteristische Befähigung geht (vgl. Bennett 2012: 244–246).

Zweifelsohne ist die *Hoarders*-Sendung von einer Pathologisierung des titelgebenden Phänomens geprägt. Die Serie zeigt zwei Fälle pro Folge, deren Geschichten wechselweise vorgeführt werden. Im Intro wird weiß auf schwarz ein Text eingeblendet, der *Compulsive Hoarding* als *mental disorder* ausweist, »marked by an obsessive need to acquire and keep things, even if the items are worthless, hazardous, or unsanitary« (*Hoarders*, 2009). Filmische Einstellungen, die den Messiehaushalt »in all its shocking glory« (Bennett 2012: 251) – oder auch als Pornochaos (vgl. Lepselter 2011: 928) – präsentieren, lösen ebenso wie die effektiv gesetzten Töne zuweilen Horrorfilmassoziationen aus (vgl. ebd.). Nachdem das Problem eruiert ist, beginnt mit Hilfe von »Expert/innen« für Heim und/oder Psyche das Aussortieren, dessen (Miss-)Erfolg die Sendung am Ende präsentiert. Es ist eine solche »Reinigungsarbeit« (vgl. Latour 2008), die auch die Weltgewebe feinsäuberlich zu trennen

meint, gegen die Bennett sich wendet. In meinem – als psychoanalytische Kulturwissenschaftlerin (und unter Absehung von den vielfältigen philosophischen Bezügen) geschriebenen – Beitrag möchte ich nun 1. anregen zu überlegen, ob nicht die Psychoanalyse eine ertragreichere Begrifflichkeit auch für Phänomene wie den von Bennett anvisierten *call* bereitstellt, und 2. erläutern, wie mir ihr Weltzugangsversprechen in die televisionäre Logik einbezogen scheint, die sie zu kritisieren meint.

1. Faszination der Dinge

Überschüsse

Bennett zufolge ermöglichen *hoarders* z.B. eine Einsicht in eine *inorganic sympathy*. Im Rahmen dessen, was im Menschlichen selbst an Anorganischem wirksam ist, greift sie mit dem Todestrieb psychoanalytisches Vokabular auf: »What I am calling an act of ›inorganic sympathy‹ may be akin to what Freud was getting at with the ›death drive‹« (Bennett 2012: 258f.). Dieser erscheint ihr als Verlangen nach einer ›Rückkehr zur anorganischen Unbestimmtheit oder auch als ›subterrane‹ Gleichgestimmtheit von normalerweise getrennt betrachteten Körpern (ebd.: 259). Freud folgend trachtet der Todestrieb – ausgehend vom Tod als »Ziel alles Lebens« (Freud 1920g: 40) – danach, die »Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurückzuführen« (Freud 1930a: 477f.). Während das Anorganische hier als das – durchaus auch im Innern des lebenden Organismus befindliche (vgl. Lacan 1996: 256) – *Leblose* erscheint, zielt Bennetts Annahme eben auf die *lively capacity* des »Unbelebten« (Bennett 2012: 263) – auch wenn ihre Müllbeispiele durchaus eine »morbide Trägheit der Dinge« offenbaren (Folkers 2013: 29).

Nun lässt sich sagen, dass die psychoanalytisch so ins Spiel gekommene »ontologische Müdigkeit« (Zupančič 2018: 27f.) kaum das ist, »was wir Analytiker in unserem Register als Trieb bezeichnen

können« (Lacan 1996: 256). Schon bei Freud ist dem spannungsreduzierenden Streben von Anfang an der Wiederholungszwang an die Seite gestellt. Sodass der Todestrieb die »finale ›Entspannung‹« (Žižek 2005: 42) schließlich zu verhindern weiß, indem er seine Befriedigung gerade dadurch gewinnt, dass er sein Ziel nicht erreicht (Copjec 2002: 29). Innerhalb des genannten Rückwärtsdrangs treten spannungsreich Erregungsüberschüsse auf und werden »Umwege« bewirkt im Sinne einer »Anti-Müdigkeit« (Zupančič 2018: 36), die jedes Eingebettetsein (vgl. Žižek 2016) in ein unbestimmtes Kontinuum dysfunktional aufreißt. So kann man z.B. bei der Nahrungsaufnahme – oder beim Wohnen – an einer Lust hängenbleiben, die sich etwa im Verhältnis zum Lebenserhalt als überschüssig erweist und just diese Unterbrechung umkreist. Ein Genießen als »Nebenprodukt« (vgl. Zupančič 2018: 49) stellt sich ein, welches das zugrunde gelegte Bedürfnis (z.B. bei Ess- oder eben ›Messie‹-Störungen) bei Weitem übersteigt und mittels dessen man gegebenenfalls auch den Tod in Kauf nehmen kann. Wiewohl Bennett den Todestriebbegriff also aufgreift, ist es dieser inhärent *denaturalisierende* Zug des Triebhaften, der in ihrem Ansatz ›natürlich‹ keinen Platz finden kann. In der von ihr ins Feld geführten TV-Inszenierung jedoch wäre ein die ›eigenen Lebensinteressen‹ übersteigendes Kreisen möglichenfalls ausgestellt, wenn es z.B. mit Jakes in *Hoarders* geäußertem Todeswunsch nicht in erster Linie um eine verheißungsvoll-entropische *sympathy* zu gehen scheint, sondern eher darum, dass seine kaum zu bemeisternde Anhänglichkeit an die Dinge, die so zwingend bleiben, ihn dazu treibt (vgl. die *Hoarders* Folge »Jake/Shirley«, 2009).

Verortungen

Für eine Anhänglichkeit an Dinge, die offensichtlich nicht auf deren besonders ›wertvollen‹ Eigenschaften o.ä. beruht, greift Copjec in anderem Kontext die Formulierung Jasper Johns' auf, er möge an den für seine Arbeiten gewählten gewöhnlichen Objekten

»that they come that way« (Copjec 2002: 38). An einer Stelle schlägt sie das Bild eines Stolperns vor, eines Auf-etwas-Stoßens: »the drive [...] does occasionally stumble on a satisfying object« (Bennett 2010: 61). Man kann sich hier durchaus an Bennetts »being struck« (ebd.: 4) in Sachen *garbage-Assemblage* erinnern fühlen. Wenn diese formuliert, Flaschenverschluss, Ratte etc. »were all there just as they were«, dann schließt sie daraus auf eine »energetic vitality inside each of these things« (ebd.: 5). Auch wenn Bennett von der Notwendigkeit einer gewissen Empfänglichkeit (etwa die der *hoarders* oder hier ihrer eigenen) ausgeht (vgl. ebd.), werden Momente der Berücksichtigung von Objekten als Hinweise auf eine ebenso *nichtmenschliche* wie *geteilte* materielle Vitalität genommen (vgl. ebd.: 17). Demgegenüber wäre psychoanalytisch besehen im gebannten Umkreisen dessen, *what comes that way*, das Gefundene vom Ausgewählten kaum zu unterscheiden (vgl. Copjec 2002: 38), wobei das, was die Faszination im Objekt ausmacht (ein ›Objekt‹, welches in der Psychoanalyse potentiell nicht-menschliche Dinge mit umfasst), konzeptionell unverortbar bleibt.

Zum Vergleich: In einem von Bennett selbst (mittels Mitchell) zitierten Beispiel heißt es, »[t]hings [...] [signal] the moment [...] when the sardine can look back« (Mitchell 2005 nach Bennett 2010: 2). Von ihr im Zuge des Versuchs angeführt, der Dingpower eine Stimme zu geben, deutet die schwimmende Sardinenbüchse bei Lacan auf ein Erfasstwerden vom Blick, dergestalt, dass die Büchse ihn angeht (vgl. Lacan 1987: 101f.), d.h.: Die Dinge blicken (oder rufen) einen an, aber der Blick – oder *call* – »cannot be attached to any object in my world, despite the fact that it is met with only in the world« (Copjec mit Bezug auf Sartre 2002: 209). Und gerade weil ich inmitten wahrnehmbarer Erscheinungen auf *Stimme* oder *Blick* stoße, die meiner Welt weder einfach immanent noch transzendent sind, sondern *in* ihr überschüssige Objekte bilden, kann ich sicher sein, dass die Welt nicht nur meine Fantasien, sondern anderes enthält

(vgl. Copjec 2002: 208f.). Anders gesagt: Ohne die Ebene des Materiellen zu negieren, würde man dann an ein immanent überschüssiges ›Hindernis‹ als das Reale rühren (vgl. dazu Žižek 2016).

Dass ein demgegenüber recht ungehindert vorgestellter Vitalitätszugang auch bei Bennett nicht ›unvermittelt‹ aufgeht, kann m.E. folgende Passage zeigen: »What if things really can (in an underdetermined way) hail us and offer a glimpse, through a window that opens, of lively bodies unparsed into subjects and objects?« fragt Bennett, und weiter: »At best, this window has a rickety sash liable to slam shut without warning« (Bennett 2012: 240f.). Als dies an jenem Baltimore-Morgen geschehen sei, habe sie, nach Wiedergewinnung ihrer »composure as a subject among objects«, versucht, die wahrgenommenen, nicht-sprachlichen Aussendungen der Dinge bzw. deren *Power* in Sprache zu überführen (vgl. ebd.). Während psychoanalytisch besehen das Objekt, das einen so angeht, als in der Welt überschüssig erscheint, wird hier eher eine ›Vorher/Nachher‹-Szene vorgestellt: Das bei zugeschlagener Öffnung wieder ›gefasste‹ Subjekt befindet sich in einer Sphäre unter Objekten. Hingegen wird jener flüchtige Eindruck von nicht in Subjekt/Objekt zergliederten Körpern zuvor durch eine temporäre Fensteröffnung empfangen, d.h. an einem undefiniert doch separierten, nicht im Erblickten aufgehenden Ort. Dem korrespondiert, dass Bennetts Ansatz sowohl die menschlichen Körper in das, was vital vibriert, einbegreift und zugleich die wirkmächtige Dingwelt als eine *parallele* (vgl. ebd.: 239), quasi unabhängig vom menschlichen Zugriff, wahrnehmen will. Im Zuge dessen führt der Versuch, die *Power* als von den vibrierenden Dingen ausgehend zu fassen, dazu, dass das, was empfänglich ist für den *call*, was ›vor dem geöffneten Fenster‹ *fasziniert* ist o.ä., in gewisser Weise außen vor und unterbestimmt bleibt – sodass es sich in der zitierten Passage nur noch minimieren kann bzw. versuchsweise auf Aufnahme und Wiedergabe des Wahrgenommenen reduziert.

Die selbsternannt ›naive‹ Ausrichtung, in der sich Bennett für ein Ausklammern weiterer Fragen nach menschlicher Subjektivität entscheidet (vgl. Bennett 2010: ix), vermag den Bruch *zwischen* der materiellen Welt und dem Ausgeklammerten, der im Text passiert (und der auch in Formulierungen von der vibrierenden Materie als *inneres Außen* des *Selbst* oder einem »not only human« (ebd.: 116) anklingen kann), nicht weiter zu denken – z.B. in seiner Qualität als Diskontinuität, (Über-)Sprung oder Überschuss, wie sie sich mit Bildern des ›Aufreißens‹ oder ›Stolperns‹ in der Psychoanalyse andeutet (welche eben keineswegs automatisch auf die Annahme einer ›Höherstellung‹ des Menschen o.ä. hinausläuft).

2. Vermittlungen

Aufteilungen

Die zitierte Passage wirft mit dem Fenster zudem implizit die Frage nach dem Medium auf, die die Betrachtungen Bennetts in einen weiteren Rahmen stellt – und die durch das *Hoarders*-TV-Format, das erst mit dem Publikum ihren Adressaten erreicht, besonders augenfällig erscheint. Wenn Bennett die in der Sendung auftretenden *hoarders* recht bruchlos in ihre Betrachtungen einbezieht, dann geht es ihr darum, was die Subjekte (!) der Show über Dinge zu sagen haben (vgl. Bennett 2012: 250). *Hoarders* würden indirekt die Existenz einer materiellen *agency* (ebd.: 252) bestätigen, auch wenn sie in der Show selbstverständlich nicht davon sprächen: »[W]ithin the framework of psychopathology that the show employs, to say anything close to ›the things did it‹ would only bring down upon the hoarder the full, punitive weight of normalizing power« (ebd.).

Das TV-Format erscheint hier allenfalls im Sinne einer Art anpasserischer Instanz, welche dem *hoarder* seine Dingbezogenheit ankreidet bzw. seinen *special sensory access* quasi zum Schweigen zu bringen bestrebt ist. Bennett weist die Elemente ›normaler Subjektivität‹ bei den *hoarders* der Sendung als

Gehorsam angesichts eines ›taboo against animistic thinking« (ebd.) aus. Werden demgegenüber die darin nicht aufgehenden Formulierungen der Protagonist/innen für wahr genommen, dann ist es, als werde der Serie, die sich nicht zuletzt als ›wirklicher Einblick‹ in Messiehaushalte geriert (in welche dann von außen interveniert wird), diesbezüglich ›naiv‹ Glauben geschenkt. Ein geradezu unverstellter, nicht von Zuschreibungsballast und Erkenntnisrahmen geprägter Bezug auf die vitale Dingwelt scheint in Aussicht gestellt, mit der die Infragestellung der – als unheilvoll angenommenen – Heilsversprechen der Sendung (wie Verbesserung, Ordnung, Distinktion...) selbst erlösende Ingredienzien aufweisen kann. Insofern Bennett die einschränkenden Show-Effekte möglichst aus der Welt schaffen will, muss sie das, was – nicht – gesagt wird, in ›normalisierende Zurichtung‹ einerseits und unvermittelte *hoarding*-Einsichten andererseits sortieren, und das heißt: beim Aufräumen helfen. Gerade der Versuch, mittels der TV-Messieaussagen zu den Dingen *in their own right* vorzudringen, verfestigt dann die konstitutive Zuordnungsrolle, die sich zwar thematisch ausklammern oder als Kritik vorwegnehmen (vgl. Bennett 2010: 120), aber auch mit Verweis auf eine ebenfalls im Schreiben verteilte Agenz nicht unwirksam machen lässt. Oder: Besteht Bennetts vorrangige Taktik darin, dem zuzuhören wie z.B. *hoarders* »talk about their things« (Bennett 2012: 241), um eben der *thing-power* eine Stimme zu geben (vgl. Bennett 2010: 2), dann handelt es sich auch um »a convenient fiction [...], enabling the philosopher to hear the call of things and to speak *to* and *for* them, despite the new rule that we cannot think of objects as *being-for-us* [...]« (Cole 2013: 107).

Unterseiten

Bennett visiert eine Macht des Mediums hier vornehmlich verhindernd auf der Ebene der Aussagen an. Eine medial-immer-auch-materiell-figurierende Potenz wird weniger offenbar. Wohl taucht der *hoarder* selbst als so etwas wie ein ›Medium‹ (im Sinne einer

auf den *call* der Dinge »preternaturally« (Bennett 2012: 241) eingestimmten und quasi vermittelnden Hilfe) auf, nicht jedoch der TV-Messie in seiner televisionären Mediatisiertheit. Zunächst lässt sich sagen, dass der *hoarder* der Sendung in der Tat »normalisierend« angehalten wird, sich aus der präsentierten Müllmischung zu lösen. War es z.B. für Jake vorher »like I'm just being, like, swallowed alive by garbage« (*Hoarders*, 2009), so soll der *hoarder* nun quasi (wie Bennett im obigen Bild) die »composure as a subject« wiedererlangen, »to disassociate himself from his own freakish experience and align his perspective with that of the camera« (etwas anderer Kontext: Lepselter 2011: 929). Die Perspektive der Fernsehkamera wird quasi in die Darstellung aufgenommen und als mobilisierende Behandlung verschrieben. Dieser Behandlungsversuch lässt sich nicht zuletzt auf ein befürchtetes »Kranksein« US-amerikanischer Konsumkultur (vgl. Di Fede 2016) beziehen. Immerhin ist die *Hoarders*-Show in konjunkturschwachen Zeiten entstanden bzw. mit einem ökonomischen Zusammenbruch verbunden (vgl. ebd.). In der Weigerung, Dinge auszuwählen, auszusondern, auszutauschen, scheint *hoarding* als »Störung« auf ein Scheitern der Zirkulation zu deuten (vgl. Lepselter 2011). So ist es, als offeriere das Messiechaos »a nightmare image of normative consumption and a grotesque shadow of ordinary, unmarked commodity fetishism« (ebd.: 921). (In Bennetts *Hoarders*-Aufsatz tauchen Fragen des Konsums passager auf.) Entsprechend sollen die erlösenden TV-Reinigungsaktionen die Dinge wieder ins Zirkulieren bringen. Wird die Messiesendung auf diese Weise zum Lehrstück für »richtiges« Konsumverhalten (vgl. Di Fede 2016; Lepselter 2011), so versorgt das *Hoarders*-Fernsehen als Konsumtechnologie zugleich die Zuschauerinnen mit Bergen von Bildern.

Übt man sich beim Betrachten also einerseits wie der Messie in der »richtigen« Perspektive auf die Dinge und in der Selektion dessen, was Müll ist und was nicht, so gelingt das Aussortieren der Messiesendung offenbar nicht (zumindest, wenn sie in ihrem

Bestreben, Publikum zu häufen, erfolgreich ist): »Ich weiß, ich sollte diese Sendung aussortieren, dennoch aber muss ich sie konsumieren« (mehr dazu: Härtel i.V.). Man könnte auch sagen: So wie die Sendung, die sich offiziell dem Aufräumen widmet, die diffusionsfördernden »Vorher«-Bilder, in denen der TV-Messie unterzugehen droht, im Verlauf immer wieder vor Augen führt, sodass man längstens im Müllexzess schwelgen kann, so nähert man sich allein dadurch, dass man die Sendung genießt, jenem Messietum an, vor dem die Sendung doch zu retten verspricht. – Ersetzt man in Bennetts obigem Bild das Fenster versuchsweise durch den TV-Bildschirm, dann wäre darin im Grunde schon die Situation des Fernsehzuschauenden impliziert, der einerseits zwischen Fernsehapparat und anderen Objekten in seinem Wohnzimmer weilt und andererseits temporär in das auf dem Schirm eröffnete Unsortierte »taucht«, d.h. ich-vergessen schaut. Das sich vor den Augen abspielende Aufräumprogramm vermag dann auch als Vorwand fungieren, von sich *abzufallen* und niemand Bestimmtes zu sein (vgl. Pfaller 2002: 217–219; vgl. Härtel i.V.). Kann doch das Aufrechterhalten der (unbeständigen) Ichgrenzen psychoanalytisch besehen durchaus eine Anstrengung bedeuten. Die vom laufen gelassenen TV-Medium nun allererst »vermittelte« Gelegenheit, »sich selbst« temporär loszuwerden, wäre nun allerdings nicht mehr im Sinne eines Todestriebs verstanden als ontologische Müdigkeit oder als *inorganic sympathy* zu begreifen. Vielmehr ginge es um eine Anhänglichkeit an das, was einem zugleich selbst verächtlich erscheint (dazu in anderem Kontext vgl. Pfaller 2002).

Man würde beim Betrachten also eine Art Entdifferenzierung genießen, wie der TV-Messie sie auf seine Weise – etwa als vermischt mit den Dingen – auf die Mattscheibe bringt. Im Ergebnis werden in solchen TV-Formaten »normalisierende« Anforderungen an eigenverantwortliche Selbstoptimierung etc. dann nicht einfach wieder eingesetzt, sondern genau in ihrer Ambivalenz verhandelt: Die Verheißungen, die-Sache-wieder-in-Ordnung-zu-bringen

und sich-im-Unbestimmten-zu-zerstreuen wären funktionell in einer Art *Assemblage* verwoben. Anders formuliert: Im Messie-TV-Format wirken programmatische Forderungen nach säuberlicher Realitätsanpassung mit Wünschen nach einer wie auch immer gearteten subjektvergessenen Entdifferenzierung zusammen und können sich wechselseitig stabilisieren. So besehen, handelte es sich kaum um alternative Verheißungen. Auch wenn Bennett die ›psycho-normalisierenden‹ Sendungen (welche subjekt-objekt-dichotom quasi allein den Subjekten *agency* zugestehen) mit ihrem Anliegen kontrastiert (das den nicht ›souverän‹ handelnden Messies verbunden ist), stellt sich nun, mit Blick auf diese

Sendungen, das eine auch als Kehrseite des anderen heraus. Denn so, wie in Bennetts Affirmation der machtvoll materiellen Gemengelage ein sortierender wie ein Publikums-Blick ebenso ausgeblendet wie eingeschrieben ist, so funktioniert die wirksame Verkündung des Reinigungsheils nur durch dessen verächtliche ›Unterseite‹, welche es zu überwinden vorgibt. Was Bennetts Ansatz jedoch entgegen muss, wenn er die Wirkung dieser Television speziell auf der Ebene eingedämmter Inhalte ausmacht. So wäre in diesem Trashkontext ein dichotome Aufteilen begragendes Unterfangen, und damit möchte ich schließen, vielleicht stärker voranzutreiben, als Bennett selbst es tut.

Repliken

Laura Moisi

In ihrem Beitrag setzt sich Insa Härtel kritisch mit Jane Bennetts Behauptung auseinander, wonach Fernsehsendungen über *hoarders* einen Einblick in die Handlungsmacht von unbelebten Gegenständen gewähren. Bennetts Befähigungsnarrativ von Dingen im Allgemeinen, und Müll im Besonderen, setze den problematischen Anspruch voraus, hinter die mediale Fassade einer Sendung wie A&Es *Hoarders* und der Fabrikation ihrer Subjekte blicken zu können. Dabei verkehre sich eine mediale Pathologisierung der *hoarders* in eine Romantisierung ihrer Objektverhältnisse. Eine wichtige Frage, die Insa Härtel diesbezüglich stellt, lautet wie folgt: Nimmt man das TV-Format und die mediatisierte Fabrikation seiner Subjekte ernst, ist es dann überhaupt noch möglich, etwas Informatives über die darin Porträtierten auszusagen? Ich möchte diesen wichtigen Einwand aufgreifen und um eine weitere Perspektive ergänzen. Es kommt mir darauf an, den Typus *hoarder* als eine kulturelle Denkfigur heranzuziehen, anhand derer stellvertretende Diskurse über Abfall in der Gegenwart geführt werden. In diesen

Diskursen zeigt sich, inwiefern das Produzieren und Beseitigen von Müll eine unbewältigte Dimension des modernen Alltags ist. Dabei treten Abfälle in ihrer kulturellen Ambivalenz zutage: als Sinnbilder sozialer Ordnungen einerseits und als potentielle Heimsuchungen von unbändigen Resten andererseits.

Seit 2013 listet das amerikanische Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-V) »Hoarding« als eigene Krankheit mit spezifischen Symptomen auf. Zu diesen gehören Entscheidungsdefizite, Stress, Aufmerksamkeitsmangel und eine enge Bindung an Besitztümer (American Psychiatric Association 2013). Das Besondere an der Krankheit ist, dass sie sich in den Privaträumen der Betroffenen, verborgen vor den Augen der Öffentlichkeit, entfaltet (Frost/Steketee 2011: 10). So überrascht es nicht, dass am Anfang der Entstehungsgeschichte von *hoarding* – zunächst als popkulturelles Phänomen und später als psychopathologische Kategorie – ein Medienspektakel steht. Es handelt sich um die Geschichte von Homer und Langley Collyer,